

REZENSION

Koch, Christian, 2020. *Viele romanische Sprachen sprechen*. Individueller Polyglottismus als Paradigma der Mehrsprachigkeitsforschung. Berlin: Peter Lang, 498 S.

Diese sehr umfangreiche Siegener Dissertation befasst sich mit einem der interessantesten Bereiche in der romanischen Sprachwissenschaft. Vielsprachige Menschen werden oft bewundert, bisweilen beneidet und immer wieder mit der schrecklichen Frage konfrontiert: „Wie viele Sprachen können Sie denn?“ (vgl. etwa S. 43), auf die sie im Normalfall keine sinnvolle Antwort geben können, denn es geht ja nicht um eine einfache Ja-Nein-Frage. Die Wissenschaft wiederum interessiert sich für Vielsprachige, weil sie sich daraus (verallgemeinerbare) Erkenntnisse für den Spracherwerb erhofft.

Die Zahl der Betroffenen ist relativ gering, wenn man von (west-) europäischen Verhältnissen ausgeht, würde man andere Teile der Erde mit heranziehen, würde sich das Bild deutlich verändern: in nicht wenigen Gebieten zum Beispiel Afrikas gehört Vielsprachigkeit sozusagen zur kulturellen Grundausstattung. Natürlich muss man sich – was Koch ausführlich macht – fragen, welche Aspekte zur „Vielsprachigkeit“ gehören: in unserem okzidentalen Kontext wird darunter auch zumindest ein gewisser Grad an aktiver und passiver Schriftbeherrschung verstanden, das ist in den vielfach (noch?) oralen Gesellschaften Afrikas nur teilweise der Fall. Das Hauptproblem liegt schließlich in dem Umstand, welcher Grad der Kompetenz als „Sprachbeherrschung“ verstanden wird. Nicht zuletzt muss man auch zwischen den vier Fertigkeiten – Sprechen, Verstehen, Lesen, Schreiben – unterscheiden; die jeweiligen Teilkompetenzen können sehr weit auseinandergehen, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Um das Thema zu behandeln, muss man sich zunächst darüber verständigen, was man unter *Sprache* versteht. Darüber ist sich auch die Sprachwissenschaft selbst nicht einig. Als erstes stellt sich die Frage, ob man, wie vielfach angenommen, von einer allgemeinen Sprechfähigkeit ausgehen muss, die sich erst in einem zweiten Schritt in einzelnen Sprachen ausdrückt. Dann stellt sich die Frage nach Sprachen und Varietäten. Heinz Kloss hat schließlich einst zwischen *Abstandssprachen* und *Ausbausprachen* unterschieden; die ersten unterscheiden sich von *allen anderen* durch ihre Verschiedenheit (Lieblingsbeispiel in Europa ist hier das Baskische), während die zweiten durch bewusste differenzierende Arbeit entstehen und bei ihnen neben der *Kommunikation* die *Demarkation*,

der Abstand von der (den) nächsten Sprache(n) eine gewichtige Rolle spielt. Heute wissen wir, dass keine im modernen kommunikativen Kontext funktionierende Sprache ohne *Ausbau* auskommt, nicht wenige Sprachen aber vor allem – wenn nicht in einigen Fällen (fast) ausschließlich – zur *Demarkation* geschaffen wurden (man denkt unwillkürlich an die vier Nachfolgesprachen des ehemaligen Serbokroatischen). Überhaupt – und darin liegt der wichtige Zusatz von Klaus Bochmann zu den Thesen von Kloss – werden, mindestens in der Moderne, Sprachen weitgehend *gemacht* (vgl. Bochmann, Klaus, 2005. *Wie Sprachen gemacht werden. Zur Entstehung neuer romanischer Sprachen im 20. Jahrhundert.* Leipzig/Stuttgart: Sächsische AdW/Hirzel.), das heißt, ihre Durchsetzung als *Sprachen* unterliegt weitgehend bewussten gesellschaftlichen Prozessen. Der Vf. arbeitet diese Fragen vor allem in seinem zweiten Kapitel (19-50) – etwas anders als hier subsummiert – ab. Er erwähnt an anderer Stelle einen wichtigen Aspekt, nämlich den, dass sprachliche Kompetenz von der Praxis lebt, fehlendes Tun die unmittelbare Sprechfähigkeit rasch angreift; allerdings ist dieser Prozess zum Glück reversibel (etwa 90).

Die Arbeit gliedert sich nach einer knappen Einleitung (15-17) in zwei ungleich große Teile: der erste (19-187) stellt in vier Kapiteln einen relativ ausladenden Forschungsbericht vor, der zweite (189-431) gibt, ebenfalls in vier Kapiteln, Einblick in eine aufwendige Befragung von Vielsprachigen. Daran schließt sich ein knapper „Schluss“ (433-441) an, der nach den Verzeichnissen von Abbildungen usw. mit einer eindrucksvollen Bibliographie (449-498) schließt.

Die Anlage der Arbeit als akademische Qualifikationsschrift bringt es mit sich, dass der Autor jedes auch definitorische Detail ausführlich diskutiert – bisweilen hätte er seine Entscheidungen knapper kommentieren und herleiten können, ohne dass die Seriosität der Arbeit darunter gelitten hätte. Man könnte natürlich über seine Wahl, das von ihm beobachtete Phänomen der individuellen Vielsprachigkeit *Polyglottismus* zu nennen, diskutieren (das Korrekturprogramm meines PC wehrt sich heftig dagegen), in meinen Augen wäre eine Unterscheidung zwischen *sozialer* und *individueller Polyglossie*, einer älteren und weiter verbreiteten Benennung, genauso akzeptabel gewesen (27-35). Für die vorliegende Arbeit beginnt die individuelle Polyglossie bzw. der Polyglottismus bei sechs Sprachen, davon sollen vier romanische Sprachen sein (48-49).

Kapitel 3 (51-127) gibt einen ausführlichen Forschungsbericht, der mit der Beschäftigung mit Vielsprachigkeit in der Antike (natürlich wird König Mithridates von Pontus erwähnt) beginnt und bis zu den aktuellen Fragestellungen führt. Eine Reihe berühmter Polyglotter aus der Geschichte werden erwähnt

(darunter viele Deutschsprachige – entspricht das der Realität oder nur der Perspektive des Verfassers?). Die moderne Forschung zu dem Thema vollzieht sich vor allem auf Englisch – ja, man gelangt zu dem Paradox, dass ein großer Teil der Vielsprachigkeitsforschung sich nur in dieser Sprache abspielt, das ist fast so, als ob man französische oder spanische Phonetik nur auf Englisch diskutierte ... Natürlich verändern sich die Brennpunkte der Forschung im Laufe der Zeit, der Vf. zeichnet diese Entwicklungen getreulich nach. Bei einer solchen Weite des Beobachtungsfeldes entgeht einem notwendig die eine oder andere Einzelinitiative: ich könnte etwa zur Liste der Interkomprehensionsprojekte (118-120) noch das der *familhas de lengas* hinzufügen, das seit einer Reihe von Jahren mit gutem Erfolg von den okzitanischen *Calandretas* betrieben wird und einige interessante Aspekte aufweist.

Sehr schön ist, dass der Vf. auch „Literarische Zugänge zum Polyglottismus“ (129-162) behandelt, wo er exemplarisch eine Reihe berühmter Autoren Revue passieren lässt, für die Romanistik beginnend mit dem berühmten *Descort plurilingue* des Trobadors Raimbaud de Vaqueiras, um dann über Rabelais' Panurge zu den Modernen zu gelangen. Erstaunlicherweise stellt Koch eine Lücke in der literarischen Vielsprachigkeit zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert fest (151). Meines Erachtens wäre diese Aussage mindestens zu relativieren; es gibt, gerade im Barock, eine Reihe von Autoren (wie Jan van der Noot, Georg Rudolf Weckherlin und John Milton), die sehr bewusst in mehreren Sprachen dichten; die Vielsprachigkeit gehört sozusagen zu ihrem „Handwerk“. Erst im 19. Jahrhundert bildet der entstehende Nationalismus ein größeres Hindernis.

Unter dem Titel „Polyglottismus als Laiendidaktik“ (163-187) geht Koch auch auf die nicht wenigen Ratgeber zum Erlernen von (vielen) Sprachen in (wenig) Zeit ein. Er vermutet – wohl zu Recht –, dass es sich dabei nicht zuletzt um eine Gegenbewegung zur in vielen kommunikativen Bereichen angestrebten und teilweise erreichten aber zugleich nicht völlig umsetzbaren Einsprachigkeit auf Englisch handelt. Nimmt man Sprache als kulturelles Gut und nicht nur als Ensemble von Regeln an, so ist die *Mehrsprachigkeit des Menschen* (um Mario Wandruszka zu zitieren, der darüber sehr viel mehr wusste als manche seiner und unserer Zeitgenossen) kein unnötiger Luxus, sondern ein Ausdruck vom kulturellen Reichtum des Menschen.

Die folgenden Kapitel (189-431) beschreiben die Durchführung der empirischen Studie, in der der Vf. fünfzehn nach seinen Kriterien Polyglotte einem mehrstufigen Text unterzieht: er lässt sie eine Bildgeschichte (aus *Vater und Sohn* von e.o.plauen) mit mehreren Sprachwechseln beschreiben und unterhält sich danach mit ihnen über ihre Vielsprachigkeit, nachdem er ihre Kompetenzen

zunächst ausführlich beschrieben hat. Schriftsprachliche Kenntnisse werden nicht diskutiert. Als wichtigstes Erkenntnisinteresse seiner Arbeit nennt er: „Anhand von Testung und Befragung strebt die folgende Studie an, Einblicke in das polyglotte Sprachenlernen innerhalb der romanischen Sprachfamilie zu erlangen.“ (189). Dabei wird die Bildgeschichte zunächst vor allem herangezogen, um Schwierigkeiten beim Sprachwechsel und Transferenzen in den Texten zu beobachten, ausgehend vor allem von den so genannten Tertiärsprachen (259-330; diese sind natürlich individuell unterschiedlich). Zweites Thema sind Besonderheiten der Verwendung von Diskursmarkern (330-347) und drittes schließlich die Verwendung der in den romanischen Sprachen (für Nichtromanen) relativ schwierigen Vergangenheitstempora (347-369). Natürlich wird man die Wiedergabe einer Bildgeschichte mit mehrfachen Sprachwechseln nicht als eine alltägliche kommunikative Aufgabe ansehen, andererseits ist es sehr schwierig, die komplexe Kommunikationsfähigkeit der Sprecher wissenschaftlich festzustellen. Die gewählte Strategie dürfte mindestens einen gewissen Einblick in das kommunikative Verhalten der Befragten geben. In den Interviews danach werden vor allem die folgenden Aspekte behandelt: die Fähigkeit zur Differenzierung der Sprachen und der Umgang mit Interferenzen, die Bedeutung sprachlicher Korrektheit für den einzelnen Sprecher, der Umgang mit anderen romanischen Sprachen, für die keine (hinreichende) Sprechkompetenz besteht, die Strategien zum Erlernen (romanischer) Sprachen und schließlich Strategien zum Bewahren von Sprachkenntnissen.

Das knappe Schlusskapitel (433-441) versucht, allgemeine Schlüsse aus der Befragung zu ziehen. Dabei wird deutlich, dass in einer ersten Phase des Spracherwerbs der – mehr oder weniger – bewusste Transfer eine große Rolle spielt, bevor es zu einer „Autonomisierungsphase“ kommt (437), vertiefte Einblicke in Transfererscheinungen und -richtungen werden gewonnen (438), schließlich wird sichtbar, dass die Strategien der Polyglotten nur begrenzt für den schulischen Unterricht herangezogen werden können: zu unterschiedlich sind sie. Es würde darum gehen, das Interesse der Schüler zu wecken – Koch spricht von *éveil aux langues* – um dann in weiteren Schritten die Neugier auf weitere Sprachen zu wecken. Mit anderen Worten: der schulische Unterricht müsste stärker auf individuelle Interessen eingehen (können). Ganz filigran sieht man Ansätze zu einer möglichen Typologie der Polyglotten durch die Ergebnisse schimmern ...

Man wird es meinem Referat entnommen haben: diese Arbeit hinterlässt einen starken Eindruck. Sie zeigt, dass der Autor einen breiten und pluridimensionalen Blick über das betrachtete Feld hat, dass er nahezu keinen Aspekt au-

ßer Acht lässt und dass er die Verbindung von allgemein sprachwissenschaftlichem und romanistischem Interesse glänzend zu verbinden versteht. Natürlich könnte man sagen, dass die Gruppe von fünfzehn Befragten etwas klein ist, sollte aber jemand diesen Einwand machen, so muss er bedenken, dass es nicht leicht ist, taugliche Teilnehmer an einem solchen Test zu finden und dass dieser so umfangreich ist, dass eine größere Anzahl von einem einzelnen gar nicht bearbeitet werden könnte. An einigen wenigen Stellen hätte der Vf. seine Sprache stärker pflegen können: er spricht einmal von einem „von mir dispräferierten Terminus“ (33, Fn. 26), auch die Feststellung: „Streitbar an der Entscheidung für die Bildgeschichte“ ist wenig glücklich (201), und die mehrfach vorkommenden *Hästitationen* hätten sich leicht ersetzen lassen. Doch das sind winzige, etwas beckmesserische Details, die letztlich nur zeigen sollen, dass ich den Band aufmerksam gelesen habe.

Man kann den Autor zu diesem gelungenen Werk beglückwünschen und darf, da es sich um eine Dissertation handelt, noch manchen wichtigen Beitrag zur romanischen Sprachwissenschaft von ihm erwarten.

Oberwaltersdorf, 18. September 2020